

Wie würde ich denken, hätte ich dein Leben gelebt?

Kommt uns das Verhalten von Kindern und Eltern seltsam vor, schütteln wir oft nur den Kopf – und machen es uns damit zu einfach. Unser Autor weiß, warum sich Fachkräfte auf fremde Erlebniswelten einlassen sollten. Und warum der Unterschied zwischen Respekt und Toleranz dabei so wichtig ist.

LOTHAR KLEIN



Als junger Kita-Leiter sitze ich in meinem Büro. Es ist kurz vor Feierabend. Plötzlich öffnet sich die Tür. Ohne vorher angeklopft zu haben, betritt Maria B. mein Büro und setzt sich – ohne zu fragen – auf einen der Besucherstühle. „Ich muss mit dir reden“, sagt sie. Das Du habe ich ihr nie angeboten. Das stört sie aber offensichtlich nicht. Ich muss mich schnell entscheiden, ob ich mich darauf einlasse oder sie bitte zu gehen. Ich lasse mich schließlich darauf ein und setze mich auf einen der anderen Stühle. „Wenn du noch einmal meine Kinder beleidigst, dann zeige ich dir, wo der Hammer hängt“, sagt sie in ziemlich unfreundlichem Ton und fällt damit gleich mit der Tür ins Haus.

Maria B. hat fünf Kinder, vier davon sind bei uns. Sie ist Roma. Damals war ich noch ziemlich unerfahren und wusste erst einmal nicht, wie ich mit Maria B. und ihrer offensichtlichen Drohung umgehen sollte. Auch deshalb, weil sie ansonsten ganz zugänglich ist und auch im Elternbeirat der Kita sitzt. Hinzu kommt, dass sie mich vor diesem Vorfall und auch danach zu allen wichtigen Familienfesten eingeladen hat. Ich musste sowohl bei der Taufe des fünften Kindes als auch ihrem vierzigsten Geburtstag dabei sein. Mir war nicht nur das in meinen Augen vollkommen widersprüchliche Verhalten von Maria B. absolut fremd, sondern auch ihr ganzes sonstiges Leben. Familie B. hatte, um ein Beispiel zu nennen, nicht viel Geld. Trotzdem nahm ihr vierzigster Geburtstag ungeheure Dimensionen an und hat vermutlich Unsummen verschlungen.

Verständnis durch Rollentausch

Viele Jahre später habe ich in meiner Psychodrama-Ausbildung gelernt, mich Menschen wie Maria B. über einen Rollentausch zu nähern. In einem Psychodrama würde die Eingangsszene meines Artikels mit mir in der Rolle von Maria B. so inszeniert, wie sie stattgefunden hat. Ich

wäre also einen Moment lang sie und würde die Situation mit ihren Augen sowie ihren emotionalen und körperlichen Empfindungen erleben können. Im Alltag habe ich das immer wieder innerlich vollzogen. Manchmal habe ich mich auf einen leeren Stuhl gesetzt und habe mir dort gesagt: Ich bin jetzt die andere Person. Was geht in mir vor? Was fühle und spüre ich? Was denke ich? Was erscheint mir aus meiner Warte richtig? Was ist mir fremd? Wovon fürchte ich mich? Diese Praxis bringt uns der subjektiven Wirklichkeit eines Menschen, der ganz anders lebt und deshalb auch ganz anders denkt und fühlt als wir, näher.

Menschen wie Maria B. bin ich vielen begegnet. Immer wieder habe ich mich gefragt: Weshalb tun die das? Und immer wieder bin ich an eigene Verständnisgrenzen gestoßen. Das hängt nicht nur von unserem Willen und unserem Bemühen ab. Ich habe – als Kind eines Kleinunternehmers und einer Hausfrau in einer kleinen südhessischen Stadt groß geworden – nämlich gelernt, die Welt auf eine ganz bestimmte Art und Weise wahrzunehmen, zu deuten und zu interpretieren. Werte und Haltungen, die uns dabei leiten, die uns Bewertungsmaßstab sind und zugleich unsere Wahrnehmung strukturieren, haben wir alle ganz nebenbei in dem sozialen und kulturellen Milieu gelernt, das uns umgeben hat. Aus dieser Begrenzung können wir nur ausbrechen, wenn wir innerlich bereit sind, uns durch Menschen, die ganz andere Lebenserfahrungen haben, bereichern und beeinflussen zu lassen.

Das ist allerdings leichter gesagt als getan. Es ist nämlich so, dass wir die Werte und Haltungen des eigenen Milieus wie ein Transparent vor uns hertragen. Sie drücken sich in unserer Gestik, Mimik, Sprache und unserer Körperhaltung, in unseren Blicken, in unserer Art zu denken, in unseren Vorlieben und Tabus, in unserer Art, uns Konflikten zu stellen, und auch darin, wie wir anderen be-

gegnen, aus. Unser Gegenüber spürt all das, und auch wir selbst spüren, wenn wir nicht ankommen und uns gegenseitig fremd sind.

Wie Vorurteile entstehen

Im Verlauf der Jahrtausende ihrer Entwicklung haben Menschen einen inneren Automatismus entwickelt, der ihr Überleben sichern sollte. In Sekundenbruchteilen wird eine fremde, unübersichtliche, überraschende und potenziell gefährliche Situation in ihrer ganzen Vielschichtigkeit von unserem Gehirn bewertet und in Handeln umgesetzt: Flucht oder Angriff mit allen jeweils zugehörigen Optionen. Das geschieht tatsächlich in rasender Geschwindigkeit und ist die Ursache für all unsere Vorannahmen und Vorurteile gegenüber Fremdem. Wir sind quasi genetisch auf Vorannahmen programmiert. Im Prinzip sind sie nicht zu vermeiden. Zum Problem werden Vorannahmen, wenn sie sich ausschließlich auf eigene Vorerfahrungen, Gefühle und Kenntnisse stützen. Dann werden aus diesen Vorannahmen Vorurteile.

„Ich bin nicht du. Ich weiß dich nicht!“ Kaum eine Aussage bringt die dialogische Haltung besser auf den Punkt als dieses Zitat des Psychotherapeuten Michael Lukas Moller. Diese Haltung lässt sich vielleicht am besten anhand der Unterscheidung von Respekt und Akzeptanz verdeutlichen. Akzeptanz kratzt im Prinzip nicht an den eigenen Vorannahmen. Die gelten weiterhin. Das, von dem wir denken, dass wir es anders täten oder gerne anders hätten, nehmen wir hin, ertragen wir, lassen wir stehen. Wir behandeln das Anderssein als etwas außerhalb von uns und betrachten es auch von außen. Es darf neben uns bestehen, ist aber weiterhin abhängig von unserer Großzügigkeit und Geduld. Akzeptanz kann schnell kippen, wenn es mir zu viel wird. Der Bewertungsmaßstab für richtiges Verhalten und auch für das Ausmaß, in dem anderes Verhalten



Warum muss das Gemüse akkurat auf dem Teller liegen? Oder das Geschirr in einer bestimmten Reihenfolge auf den Tisch gestellt werden? Wenn wir das Verhalten eines Kindes verstehen wollen, müssen wir in seine Erlebniswelt eintauchen.

geduldet wird, bin weiterhin ich selbst. Der Umgang mit Geflüchteten seit 2015 ist dafür ein gutes Beispiel.

Ein anderes Beispiel ist die Praxis, Kindern gegenüber sogenannte Ausnahmen zu erlauben. Sanyu, knapp fünf Jahre alt und ein Kind mit starkem Willen, habe einen „Ordnungstick“, erzählt ihre Erzieherin. Sanyu besteht seit einigen Wochen kategorisch und vehement auf bestimmten Abläufen und Anordnungen. Beim Essen beispielsweise müssen Geschirr, Besteck, Gläser und Essenschalen in einer ganz bestimmten Reihenfolge auf den Tisch gestellt werden. Außerdem muss eine Erwachsene daneben stehen und Sanyu wie in einem Rollenspiel erklären, was sie tun soll. Das darf sie aber nicht so, wie sie möchte, sie

muss sich vielmehr penibel an Sanyus Vorgaben halten: Mit Erstes werden Teller, mit Zweites Gläser bezeichnet. Drittes sind die Messer, Viertes die Gabeln. So geht das weiter. Erst wenn sie „Fertig!“ ruft, darf sich jemand hinsetzen. Und wehe, irgendjemand nimmt selbst einen Teller und stellt ihn in durchaus guter Absicht auf den Tisch! Dann wird Sanyu laut, schimpft, beleidigt und wirkt in verzweifelter Weise wütend.

Die Perspektive des Fremden

Eine Zeit lang lässt sich ihre Erzieherin darauf ein und macht eine Ausnahme von der sonstigen Reihenfolge beim Tischdecken. Den anderen Kindern erklärt sie, dass das im Moment für Sanyu anscheinend wichtig ist. Irgendwann aber kommt der

Punkt, an dem Sanyus Verhalten nervt. Alles dauert ewig lange. Auch andere Kinder möchten beim Tischdecken helfen. Die Erzieherin ist es leid, vermitteln zu müssen. Deshalb schreitet sie nun ein, und Sanyu muss sich unter großem Gezeter fügen. Sanyus Erzieherin wirkt die ganze Zeit über durchaus wohlwollend und unterstützend. Sie kann zwar nicht verstehen, was Sanyu da tut und weshalb sie das macht, sie findet Sanyus Verhalten auch irgendwie befremdlich, lässt es aber zu und begleitet es freundlich. Bis es eben nicht mehr geht und sie die alten Regelungen wieder in Kraft setzt. Ein durchaus kindzentriertes Verhalten, sollte man meinen.

Dennoch fehlt etwas Entscheidendes. Sanyus Erzieherin lässt deren

seltsames Gebaren eine Weile zu, hält aber innerlich an der eigenen Bewertung fest, dass das, was das Kind ihr aufnötigt, stört und eigentlich unsinnig ist. Was ist denn schon so schlimm daran, die Reihenfolge zu ändern oder beim Tischdecken zu helfen, zumal es ja manchmal schnell gehen muss. Je größer der damit zusammenhängende Stress, umso geringer die Bereitschaft, Sanyus Verhalten zu akzeptieren. Was der Erzieherin nicht gelingt, ist, Sanyus Verhalten als legitim und als gleichwertig zu betrachten. Legitim bedeutet: Unabhängig davon, ob ich den Hintergrund und die Motive verstehe oder teile, halte ich ihr Verhalten für sinnvoll und gestehe ihr ein grundlegendes Recht darauf zu. Gleichwertig bedeutet hier: Sanyus Verhalten ist Regelungen, die dem entgegenstehen, gleichgestellt und nicht nachgeordnet. Nicht Sanyu muss sich irgendwann anpassen, sondern alle müssen sich irgendwie auf die neue Situation einstellen. Es kann natürlich Grenzsituationen geben, in denen es genau richtig ist, diese Grenzen auch zu ziehen. Das ändert aber nichts an dem grundsätzlichen Respekt, den Sanyus Verhalten verdient hat. Respekt ist aktiver als Toleranz. Respekt bezieht die Perspektive des Fremden in das eigene Denken und Handeln mit ein. Respekt kann auch als Bereitschaft verstanden werden, sich selbst vom Fremden beeinflussen und daraus Neues entstehen zu lassen.

Es braucht also einen Dialog mit Sanyu. Dabei geht es nicht darum, Ansatzpunkte zu finden, um das Verhalten des Mädchens zu verändern. Die Erzieherin muss sich – will sie Sanyus ungewöhnliche Vorgehensweisen tatsächlich respektieren – vielmehr darum bemühen, die Bedeutung zu entschlüsseln, die diese für Sanyu haben. Die direkteste und

einfachste Art, sich dafür zu interessieren, besteht darin, sich selbst konzentriert auf das einzulassen, was Sanyu tut. Im gemeinsamen Handeln kann die Erzieherin dann Variationen anbieten, die sich automatisch aus dem Tun ergeben. Sie wird jeweils unmittelbar erleben, ob diese Variationen in Sanyus Vorstellungen integrierbar sind oder nicht. Nach und nach wird die Erzieherin etwas von der Bedeutung spüren, die einzelne Schritte und Nuancen für Sanyu haben. Auf diese Weise arbeitet sich die Erzieherin mit Sanyus Hilfe Stück für Stück in deren fremde Erlebniswelt vor.



Aber es passiert noch mehr. Beide nämlich, Sanyu und auch ihre Erzieherin, verändern sich selbst in diesem Prozess des gemeinsamen Hin und Her. Beide profitieren davon, haben zusammen Spaß, entwickeln Ideen, die sich irgendwann ergänzen, kommen sich näher, erfahren etwas übereinander, spüren sich und den anderen. Ein „Fluss von Bedeutungen“, wie es die Dialogforscherin Martina Hartkemeyer ausdrückt, kommt in Bewegung. Dabei entstehen neue Perspektiven auf das Geschehen. Es kommt zu einer

Art Synchronisation von Gedanken und Gefühlen.

In Sanyus Fall war es so, dass sie, ohne dass es andere bemerkt haben, ihr eigenes Rechenprogramm entwickelt hat. Darin ging es nicht um das Zählen an sich, sondern um die plötzliche Erkenntnis, dass Zahlen Abfolgen festlegen können. Da stört es natürlich ungemein, wenn jemand diese Reihenfolgen durcheinanderbringt und die Macht der Zahl infrage stellt, indem er zum Beispiel einen Teller einfach so auf dem Tisch platziert oder sich ein Kind hinsetzt, bevor die durch die Mathematik vorgeschriebene Abfolge erledigt ist. Ihre Erzieherin versteht dies erst, als sie beginnt, Sanyus Erfahrungen aktiv zu teilen. Dann aber erscheint ihr das Geschehen nicht nur als folgerichtig. Sie beginnt, die Abfolgen zu verteidigen beziehungsweise selbst dafür zu sorgen, dass sie eingehalten werden können.

Der Spaß, der sich nun zwischen Sanyu und ihrer Erzieherin entwickelt, dehnt sich nach und nach auf andere Kinder aus. Auch sie wollen daran beteiligt sein. Sanyu ordnet schließlich auch ihnen Zahlen zu, eine Variation ergibt die nächste.

Voraussetzung für ein solches wechselseitiges und sich gegenseitig beeinflussendes Geschehen ist allerdings, dass die Erzieherin Sanyus Verhalten nicht verändern will und stattdessen ihre ganze Energie und Konzentration darauf verwendet, sich mit ihr zu synchronisieren. Hier schließt sich der Bogen wieder zu Maria B. Dort gelingt das zweifelsohne schwerer. Aber auch für sie gilt: Ihr Verhalten kann als legitim, sinnvoll, rechtens und angebracht anerkannt werden. Es könnte durchaus sein, dass wir genauso denken und handeln würden, hätten wir Maria Bs. Leben gelebt und ihr Schicksal erfahren. ◀